

LEBENS DURST

Roman von

Robert Mohr

Der Ich-Erzähler im LEBENS DURST lebt im Widerstreit mit sich, entschlossen seiner verkorksten Weltanschauung die Stirn zu bieten. Die Helden sind gleichzeitig Antihelden, mit ihren Vorzügen und Schwächen, mit ihren Urteilen und Vorurteilen und Eingeständnissen, die Lügen sind.

Ich widme dieses Buch jenen, juristischer Folgen wegen Namenlosen, deren Leben mich dazu inspirierte. Und jenen, die erkennen, dass der ewige Kurzweiler ein noch schlimmerer Plagegeist ist als der notorische Langweiler.

Der Spontane

Tim hatte kein Stammlokal, wechselte stets die Restaurants und schaute, dass er möglichst viele Bars kannte. Er pflegte Freundschaften wie andere Leuten Kneipen. Mit 18 hat er provokant eine Spritze aus der Jackentasche rausgucken lassen. Später trug er auch nachts eine Sonnenbrille und hing ständig am Handy. Das wirkte extrem unsicher, hatte aber auch Charme.

›Nescis, quid vesper serus vehat. – Du weißt nicht, was der späte Abend bringt.< Das war sein Lebenselixier. Entweder aus Lokalen geworfen werden oder selbst Rausschmeißer sein, war sein Motto. Sein Ausgehen musste immer intensiv sein. Mit einem Gesicht als wäre die Welt ein süßes Speiseeis steckte Tim in einem ewigen Ostersonntag. Im Vergleich zu ihm leben alle anderen im dauernd graupelschauernenden Karfreitag. Sie treten unter und warten, bis der Wetterguss vorüber ist.

Tim aber hat den Mut, andere zu enttäuschen, um sich selbst treu zu sein. Am Flussufer des Lebens, laut vor dem Sprung ins Leben schreiend:

›Jaaah!<

Er ist ein Mensch, von dem man glaubt, er könne fliegen. Die anderen probieren es nur.

Wozu willst du dich wie der liebe Gott aufführen? Wer getraut sich denn mit dem lieben Gott zu schlafen? Du hast was Dreckiges vor, also solltest du dich hüten, zu andächtig zu werden. Welche Frau hätte nicht ihre kleine Leidensgeschichte, und wenn der Gerechtigkeitssinn erst einmal geweckt ist, wie soll man dann noch die Hose runter kriegen?

So stimmte er sich auf Ausschweifungen ein und manchmal auch mich. Wir spielten zusammen Tennis, doch während Tim auf teure Ascheplätze stand, stand ich auf Asche und damit auf kostenlose Tennisplätze am Stadtrand.

Er verkündete seine Wahrheit nie im lehrenden Imperativ. Für ihn galt, die es können, tun es, die es nicht können, lehren es.

Trotz seiner betont erotischen Wahrnehmung war Tim ein Snob. Er war im eigentlichen Sinne der Masochist der Gesellschaft – der sich, aus dem Verlangen, der Gewöhnlichkeit zu entfliehen, selbst überhöht auf dem Weg zur tatsächlichen Selbsterniedrigung.

Vielleicht hatte ihn seine Stellung im Finanzsektor dazu gebracht.

Dort nutzte er das Hochsicherheitstrakt-Gen der Deutschen schamlos aus. Einfühlungsvermögen und Urteilsvermögen waren seine Vermögen, die sich am besten verzinsten. Banker von Leib und Seele ist er jedoch nie geworden. Er schiss auf Business-Knigge-Vorschläge, wie etwa ›Speise nie allein!<. Die Mittagspause war ihm heilig, weil er sich dann nicht dem üblichen Finanzmüll widmen musste. Es wäre ihm ein Leichtes gewesen selbst die Themen zu setzen, die in Betriebskantinen geführt werden, aber darauf verzichtete er zugunsten einer guten Zeitung oder auch nur einem langen, sehnsüchtigen Blick aus dem Fenster.

Ja, die Mittagspause, dachte er: Für den Workaholic ist sie nichts als Störung, weshalb er sie am liebsten ausfallen lässt.

Für sensiblere Naturen ist sie ein immerwährender Schrecken, weil es sich nicht vermeiden lässt, dass einen die notorisch-gutgelaunten Kollegen, kaum schlägt die Glocke zwölf, auf dem Flur mit dem Donnerwort ›Mahlzeit!< erschrecken.

Für den Gourmet ist die Mittagspause die Stunde der lukullischen Wahrheit. Denn schon bei Arbeitsbeginn hat er mit aller Sorgfalt den Kantinenspeiseplan studiert. Eine für entscheidungsschwache Arbeitnehmer immer wieder diffizile Situation.

Der Abenteurer schließlich, der ewige Erotomane, folgt auch in der Mittagspause seiner unbezähmbaren Natur. Denn welche Gelegenheit, als diese, wäre günstiger um mit der neuen Hospitantin ins Gespräch zu kommen. Und was als Arbeitsgespräch beginnt, muss nicht als solches enden.

Tim war der Meinung, dass nichts, auch nicht alle Armeen der Welt, eine Idee aufhalten kann, deren Zeit gekommen ist. Er hätte überall brillieren können. Als Erfinder zum Beispiel. Tatsächlich hatte er immer noch Einkommen von einem Patent. Er war es, der das Spannbettuch erfand. Gekommen darauf war er auf seinen ausgedehnten Geschäftsreisen. Zimmermädchen gehörten dabei zu seinen bevorzugten Bekanntschaften. Und da sie ihm leid taten, wenn sie die verwühlten Betten in den Zimmern, wo er sie nahm, aufs Neue richten mussten, ließ er einen Gummi in ein Bettuch einnähen. Als er merkte, wie gut seine Idee auch bei Geschäftsleitungen der Hotels ankam, versäumte er es nicht, wenige Tausend Dollar in ein Patent zu investieren. Die meisten Erfindungen sind biographisch bedingt. Tims nächste Idee, die mit den Darkroom-Saunas, war nicht der Renner. Aber seine Submarin-Porno-Reihe schlug ein wie die Schulmädchen-Reports der 1970er Jahre.

Später, als Gründungsmitglied der Ökosozialpartei, machte er Furore mit einer Dienstleistung, die vor allem in Entwicklungsländern viel Aufsehen erregte. Die Idee: Warum nicht Ehen zwischen migrationswilligen Frauen aus solchen Ländern und Totgeweihten in europäischen Hospizen vermitteln? Die Witwenrente, wäre da gesichert.

Das war seine subversive Rache dafür, dass seine Vision, mittels freiem, also steuerfinanziertem Personennahverkehr den Verkehrskollaps zu verhindern, nicht umgesetzt wurde.

Gut bezahlte Jobs in der Stadt, günstiger Wohnraum nur im weiteren Umland – dieser Dualismus macht Stau zum Dauerproblem, war sein Argument. Aber man kann kein Land umkrepeln, in dem samstags sieben Millionen den ›Musikantenstadl‹ schauen. Den Deutschen liegt das radikale Vorgehen nicht. Allzuoft widerspricht das Prinzip ›Einfach‹ dem Wunsch, den Problemen eines jeden Amigos zumindest einigermaßen gerecht zu werden.

Tim wusste, welche Steigerung es bedeutete, sich mit einer Frau nach dem Entkleiden in einem Hotelsspiegel zu sehen, frische Wäsche zu fühlen und sich am Morgen das Frühstück ans Bett bringen zu lassen. Er hatte sich geweidet an der Schüchternheit der Serviermädchen, wenn sie ins Zimmer getreten waren, in dem er gerade noch geliebt hatte.

Seit er einmal einen Frühstücksgast auf die Frage des Kellners, ob er zum Frühstück ein Ei servieren dürfe, in unverschämter Offenheit hatte antworten hören, der Kellner möge ihm bitte drei Eier servieren und die im Glas, da er sich, wie er sich ausdrückte, ›in der vergangenen Nacht völlig verausgabt‹ habe – und dabei hatte er seine Begleiterin mit listigem Augenzwinkern angeschaut, und beide hatten laut gelacht –, seitdem frühstückte Tim immer auf dem Zimmer. Er wollte nicht die vielen weißen Serviettenklekse unter den Gesichtern und auf Schößen sehen. Und die Frauen, die die ersten Morgenstunden hindurch nicht verleugnen können, dass die Hotelumgebung, die tadellosen Betten, das gelbe Licht und überhaupt das Gefühl, auf einer Reise zu sein, ihre männlichen Begleiter während der letzten Nacht zu besonderen Liebensbezeugungen befähigt hatten. Die Vorstellung in einem Hotel, wo ungemein liebevolle Mitbürger im August ihre Langeweilekur absitzen, zu übernachten, in dem sich in fünfzig Zimmern der gleiche Akt vollzog, begleitet von wahrscheinlich den gleichen Bewegungen und Redensarten und sicher auch nicht sehr unterschiedlichen Gefühlen, diese Vorstellung hatte Tim Brechreiz verursacht.

Trotz der Verwöhnung und der Liebe, die ihm überall zuteil wurde, nahm er keinen Schaden, denn er war unbeirrt und ein wenig trotzig seinen Weg gegangen. In ihm schlummerte ein Musiker oder ein Dichter, doch er wusste, dass seine Begabungen lediglich auf leidenschaftliche Neugier begrenzt waren und darum widmete er sich ihnen nur für sich und genoss allein die Freude, die sie ihm bereiteten.

Als Kind gab es eine Zeit, da glaubte er, dass er nicht wachsen würde, nur klüger würde er werden. Er wollte wissen, auf wessen Kosten er immer klüger wurde. Ein Glas Milch löschte den Durst, war aber danach leer. So musste es doch auch mit der Klugheit sein. Er war sehr überrascht, dass Buchstaben nach dem Lesen eines Buches nicht verschwanden, wie er eigentlich erwartet hatte.

Er hatte sich Mutters Modezeitschriften und die Kunstbände der elterlichen Hausbibliothek vorgenommen, in der Hoffnung darin mehr oder weniger unbekleidete Frauengestalten zu entdecken, um sich somit schon früh in die Wonne imaginärer Reisen zu stürzen. Bereits als junger Mann verschwand er manchmal ins Unbekannte, in seine Black Boxen, wie er die einsamen Reisen nannte. Oder er scharrte einige Freunde um sich und ging mit ihnen auf Reisen. So lernte auch ich ihn kennen. Im Louvre beschäftigten ihn die Hintern der Touristinnen mehr als die der Statuen. Eine adrette Kurtisane war ihm amüsanter als die Venus von Milo.

Mich indessen fasziniert der Blick dieser ewig jungen Venus von Milo, der die Gesichter dieser künftig Toten betrachtet. Ein blauverwaschener, durchsichtiger, fast unerträglich scharfer Blick.

Tim fragte, mich:

»Betrachtest du ihre Landschaft?«

Tatsächlich war der Körper, nur um 90 Grad gewendet, eine perfekte Nachbildung des topographischen Reliefs rund um den Olymp. War die Venus von Milo in Wirklichkeit die Karte zu einem versteckten antiken Schatz?

Manchmal schrieb er von unterwegs. Und manchmal vergaß er auch das. Er log nie. Das machte andere ziemlich hellhörig, vor allem jene, die selber häufig logen. Er wusste immer viel über Ortschaften und Menschen zu erzählen. Woher er sein Wissen nahm, weiß ich bis heute nicht, denn ich habe ihn nie in einem ›Baedeker‹ oder ›Lonely Planet‹ lesen sehen.

Ich glaube, er nahm es einfach aus dem Beobachten von Menschen. Seinem verspielten, aber zutiefst aufrichtigen Umgang mit ihnen, der auch die Würde eines Bettlers respektiert, aus solchen Begegnungen lernte Tim mehr als aus Stapeln gelehrter Bücher.

Auf einer Schiffsreise auf der MS Deutschland, treffend als Mumienschlepper Deutschland dechiffriert oder wahlweise als Hotel ›Inkontinental‹, beobachtete ich, wie Tim sich zu einer alten Damen setzte. Ihr rechtes Bein war kürzer als das linke, mit einem orthopädischen Schuh – genau die Art Mensch, die mich in ihrer Langsamkeit und stets gleichbleibender Freundlichkeit in den Wahn treiben – doch er stellte seinen Liegestuhl neben ihren, um ihr zuzuhören, wie sie von ihrem Leben in Spanien berichtete.

Ihn, der hellseherisch die Wirtschaftsaufstiege von Mauretanien und Myanmar voraussagte, längst bevor das auch fragwürdige Analysten- und noch fragwürdigere Rating-Agenten taten, interessierte nun, wie sehr sich aus Sicht einer Rentnerin der Hafen von Palma verändert habe – einer Vertreterin jenes Standes, über die All für ›El Pais‹ einmal gehässig schrieb:

»Sie leben 40 Jahre in eigenen Urbanisationen, aber sind überfragt, beim Aufzählen von Spaniens Provinzen.«

Während ich wie ein verkehrter Missionar in ein Land reiste, um den Zurückgebliebenen die Wahrheit zu predigen, reiste Tim in dasselbe Land wie ein Ethnologe voller Wissensdurst, um fremde Kulturen kennenzulernen.

»Eigentlich sind nur alle von morgens bis abends damit beschäftigt, Eifer, Hast und Eile zu bekämpfen«, war eine seiner berühmten Feststellungen.

Während ich auf Reisen dazu neige, vermeintlich Peinliches auf meine Freundin zu schieben, erahnte Tim hellseherisch die Wünsche seine Begleiterinnen und entschärfte das Peinliche, indem er es auf sich nahm. An einer Zuckerrohrsaftpresse besteht er beispielsweise darauf, das gereichte Zuckerrohrstück nochmals zu schälen und die Enden zu kappen, damit der Straßendreck nicht im süßen Erfrischungsgetränk landet. Das macht Tim nicht für

sich, sondern für seine Begleitung. Aber was rede ich da, Tim würde nie auf die Idee kommen, eine Frau in ein Land wie Bangladesch mitzunehmen. Er weiß instinktiv, dass es Landstriche gibt, wo die sicherste Wahl gesund über den Tag zu kommen, trockenes Toastbrot ist. Selbst Coca-Cola aus versiegelten Flaschen führt zu Durchfall. Der Milchtee ist übersüßt, die Speisen sind überwürzt.

Was zum Teufel macht einer wie ich in Bangladesch, einem Land, dessen Nationalflagge wahlweise an eine Tomate oder an eine Melonenhälfte erinnert – roter Kreis auf grünem Grund? Das Land der Baumwolle und des Webstuhls, wo aber die Masse der Bevölkerung sich kleidet wie Flüchtlinge nach einer Katastrophe.

Der Fifty-Trick langweilt mich zu Tode. Dabei vereinbart der Rickshaw-Fahrer ein Betrag von ›fifteen‹ Rupees, Takas, Dirham etc. Dazu wiederhole ich eigens ein langgedehntes ›fifteeen‹, begleitet vom Zeigen von 15 Fingern und den Worten one, five. Natürlich folgt darauf ein bejahendes Nicken des Rickshaw-Fahrers. Dessen unbeachtet beträgt die Summe am Bestimmungsort immer ›fifty‹. Die Lust zu diskutieren hat der Lust zu hassen Platz gemacht. Sind ja auch nur 40 Cent Differenz.

Nachts fragt man sich unweigerlich: Wie bringen es die Einheimischen fertig, in einem Land ohne Alkohol die Nacht über durchzugröhlen. Wie bloß? Nun, ebenso wie sie es fertigbringen, in Städten, die zu 90 Prozent von Fahrradrickshaws bestimmt werden, ein pausenloses Hupkonzert zu veranstalten. Die Mittelschicht auf den Motorrädern und die Oberschicht in ihren Autos hupt ohne Unterlass, von Bussen und Lastwagen ganz zu schweigen. Natürlich stört das auch die Einheimischen. Sackgassen beruhigen deshalb die eine oder andere Straße. Auch die zugemauerten Hotelfenster sind kein reiner Touristenwunsch. Gegen die allgegenwärtigen Rotzer und Kotzer dagegen hilft nichts. Genauso wenig wie gegen die städtische Geruchskulisse nach Kloake, Krankheit und Tod gleich hinterm Hotelort.

Nein, Tim tauchte in keinem Bangladesch auf. Höchstens in Venezuela. Und wenn er sich da langweilte, platzte er in der Dämmerung durchaus mal in eine improvisierte Strandparty.

Wo der Tod und die Armut die Gegenwart der Menschen überschatten, ist nicht Geld, sondern das Lebendigsein die Währung, das Spüren des eigenen elementaren Lebens.

»Da ist jeder willkommen, der einen sympathischen Eindruck macht und eine Flasche Cachaça mitbringt«, sagte Tim.

Den eigenen Herzschlag hörte er im Rhythmus des Tamburins. Und weil er Frauen kannte, mochte er keine zu intelligenten. Bei denen nämlich kommt die Hauptsache immer zuletzt. Musik ist der kürzeste Weg zur Seele einer Frau. Doch beherrschte er kein Instrument perfekt genug. Frauen verführte er am sichersten durchs Zuhören und das obwohl er wusste, dass er nicht nur die Gabe des Wortes beherrschte, sondern auch die der Begeisterung. Einer der mitreißen kann, wenn er von seinen Aktivitäten erzählt. Seine Augen funkelten dabei wie illuminierte Kronleuchter, nur dass er nicht, wie die meisten Menschen, Gefangener der eigenen Vergangenheit war; von früher berichtete er nur, um eine Brücke ins Heute zu schlagen. Hindernissen trat er mit Geduld, Beharrlichkeit und sanfter Stimme entgegen. Seine Vorschläge zu irgendeiner Sache umfassten auch gleich den Gegenvorschlag. Soll man das Fleisch von unglücklichen Tieren essen, oder lieber die unglücklichen schlachten?

Auf diese Weise erweckte er in anderen den dringenden Wunsch, mitmachen zu dürfen. Moses-Faktor heißt das wohl: Mir nach – durch die Wüste!

Den Löwen macht nicht die Kraft zum König, sondern sein Gebrüll.

Tims Erfolg bei Frauen war vor allem seiner Penetranz anzurechnen. Wie sonst erklärt sich, dass sie erstaunlich leicht über ihn hinwegkamen, wenn er sie sitzen

ließ. Stimmt, du hattest sie verführt, sie auch dich. Aber sind wir nicht alle auf der Suche nach der Frau, die uns vor einem lebendigen Tod befreien soll?

Einmal glaubte Tim sich totgeweiht: Beim Isar-Surfen während eines Hochwassers. Unter der Münchner Reichenbachbrücke hatte er schon einige erfolglose Versuche unternommen, bis schließlich dieser kurze Moment des Stehens auf Brett und Welle gelang. Lachend stürzte er in eine Wellenwalze. Doch ploppte er nicht sogleich wieder auf. Kräfte, wie wirre Hände von Verrückten, zerrten an ihm von allen Seiten. Im brauntrüben Wasser Orientierung Null, sinnlos dagegen zu schwimmen. Tim wurde ruhig. Vielleicht noch zehn Sekunden Atemluft. Acht, sieben,... Tim hatte das merkwürdige Gefühl, dass sein Kopf ruhig und klar blieb, während sein Körper noch zu toben schien. Vier, drei... Da schoss er wie ein Korken aus dem Wasser. Flussauf die Surf-Kollegen in der Warteschlange – wie sich ihre versteinerten Mimen lösten. Erleichtertes Abwenden, als Tim japsend Richtung Trauerweiden am Ufer zu schwimmen begann.

Wer für den Strick geboren ist, kann im Wasser nicht umkommen.

Niemand eilte unaufgefordert zu Hilfe; in dieser Stadt gedeiht das Phänomen der geteilten Verantwortung: kommt man allein zu einem Unfall, hilft man, wenn viele herumstehen, tut keiner was. Folgedessen mischt sich keiner in anderer Leute Angelegenheiten. München, deshalb lieben wir dich.

»Give me your hand!« rief jemand mit indischem Akzent von der steilen Böschung und zog Tim an Land. Es war ein Tourist aus Bangladesch.

In der darauffolgenden Nacht stellte Tim sein Surfbrett bei eBay ein und schrieb mir eine eMail:

›Vielleicht lieben wir das Leben nicht genug? Ist dir aufgefallen, dass erst der Tod unsere Gefühle wachrüttelt? Wie innig lieben wir doch die Freunde, die von uns gegangen sind. Wie bewundern wir doch unsere Lehrmeister, sobald sie nicht mehr sprechen, weil sie den Mund voll Erde haben!«

Tim und ich hatte einen Bekannten, dem zumindest ich so oft wie möglich aus dem Wege ging. Kaum lag er im Sterben, war ich wieder zur Stelle. Keinen Tag habe ich mir entgehen lassen. Meine Hand drückend und zufrieden mit mir ist er entschlafen.

Eine ehemalige Geliebte besaß den guten Geschmack, jung zu sterben. Was für einen Platz sie allsogleich in meinem Herzen einnahm. Und wenn es sich zudem noch um einen Selbstmord handelt! Solch wenig heldenhaftes Denken beschäftigte mich oft.

Tim war aus anderem Lehm geknetet, kein eigentlicher Held; doch wer sich mit dem Schulhofstärksten anlegen möchte, braucht Mumm, Schlagfertigkeit und die spezielle Extraportion Selbstüberschätzung, die die wirklich Verwegenen auszeichnet. Tim hatte sich mit dem Schulhofstärksten angelegt, weil der nach einem Hund getreten hatte. Später fand er in ihm einen Freund. Der Schläger von einst hatte sich zu einem Gutmenschen entwickelt. Einfältig vielleicht, aber ein überzeugter Greenpeace-Aktivist und Tierschützer. Tim mochte ihn, obwohl er über Menschen seines Schlages sagte:

»Weltverbesserer kommen mir vor, wie Menschen, die den Anblick ihres schmutzigen Gesichts im Spiegel loswerden wollen, und dafür statt des Gesichtes den Spiegel waschen.«

Tim stand auf Abwechslung mit immer jünger werdenden Gespielinnen. »Das schönsten an den jungen Dingen«, sagte er immer, »ist ihr Bereitsein für das Leben und ihr verwischtes ein bisschen Dummseindürfen.«

Er ging gerne mit Freunden aus, weil sie ihm als Zeugen bei seinen Eroberungstaten dienten. Doch diese Freunde blieben mehr und mehr weg, begnügten sich mit Bundesligatreffen vor heimatlicher Glotze. Das war just zu jener Zeit, als er herausfand, dass Brautneid und Trauer noch vor Macht und Abwechslung die besten Aphrodisiaka sind.

Als Party Crasher geübt, begann er sich auf Beerdigungen herumzutreiben. Spontan schloss er sich in der Stadt fremden Junggesellen-Abschiedsfeiern an. Dabei wählte er mal feiernde Männer, mal kreischende ›Brautjungfern‹ aus. Aufgrund seines gewinnenden Wesens bescherte ihm das legale Einladungen zu Hochzeitsfeiern. Aber er enterte auch oft ohne Einladung große Familien-Partys. Nichts bekommt einem so gut wie eine Hochzeit – außer die eigene, natürlich. Schade nur, fand Tim, dass er nie dabei sein konnte, wenn sich die Leute nach dem Klassen-Treffen oder Ähnlichem fragten, wer ist den der da, auf dem Foto? Tim entwickelte einen Blick für Gästelisten. Ohne Sehhilfe erkannte er selbst kleinstgedruckte Namen, gab sich für die jeweilige Person aus, schon war er Gast. Keine größere Party war sicher vor ihm. Besonders die Firmen-Feiern der Werbebranche mochte er. Die hohe Personalfuktuation dieses Metiers minderte die Gefahr, enttarnt zu werden.

Er konnte gut handeln, frech reden ohne zu kränken und unter der gepflegten Oberfläche von Haut, Haar und Textilien schlug ein Ganovenherz.

Der Körperverehrer Tim, schlief von April bis Oktober auf dem Balkon, ging zwei Mal in der Woche in die Sauna und ein Mal zum Masseur, um sich Schmeicheleien über seinen so gut erhaltenen Körper sagen zu lassen. Er fuhr zu den entferntesten Treffen, nur um sich von den ehemaligen Kommilitonen bestätigen zu lassen, dass er sich am besten gehalten habe.

Ich bin doch ein anständiger Mensch, glaubte er, sonst wäre ich jetzt nicht so aufgeregt, sonst würde ich mit kalter Frechheit vor sie hintreten, ohne Skrupel, ohne Zittern.

Wiedermal würde er eine Liebe beenden, einer Leichtgläubigen die Hoffnung rauben. Dass er dabei kein Routinier in all den Jahren geworden war und heute ein so schlechtes Gewissen hatte, wie eh und je, das beruhigte ihn fast, stimmte ihn mitleidsvoll sich selbst gegenüber. Er tat sich leid und honorierte sich mit dem Zuspruch, dass er sich eines Tages doch noch zum Guten hinwenden würde. Er war ein Ein-Mann-Theater. Der Autor des Stückes, gleichzeitig der unverbesserliche Schurke, der rettende Edelmensch.

Ich bin immer noch zu eitel, dachte er. Vielleicht ist das sogar die Wurzel allen Elends und nicht nur die meinige. Ich will nicht auf mich verzichten, ich will mich aufspielen, ganz gleich, was dabei herauskommt, bis noch rücksichtslosere Gewächse über mich hinweg wachsen, worauf ich in ihrem Schatten verfaule. Wir werden von einem Leiden nur geheilt, indem wir es bis zum Letzten auskosten.

Ein älterer Mann hebt das Selbstbewusstsein einer jungen Frau. Seine Reife macht sie irgendwie wichtiger, redete sich Tim ein. Er glaubte tatsächlich an Landstriche, wo junge Mädchen auf ältere Herren mit Haut unter dem Kinn, die an Eidechsen erinnert, stehen und nicht nur auf ihre Kroko-Geldbörsen. Er begründete das so:

»Brasilianerinnen kennen unsere hohe Lebenserwartung. Da sind 50jährige Gringos als Liebespartner für 20jährige Frauen nicht abgeschrieben.«

Ordnung und Fortschritt lernen sie dabei gleich auch. Deshalb steht wohl auf der Brasilien-Fahne ›ordem e progresso‹, dachte ich skeptisch. Ich sagte:

»Liebe niemals, bestenfalls schätzen sie die Alten. Und das ist ist noch schlimmer. Liebe hält selten lange, aber Schätzung gewiss nicht. Erst ärgern sich die jungen Dinger, wenn sie wen schätzen müssen, dann langweilen sie sich und später lachen sie.«

»Sprichst du aus Erfahrung?«

»Nein, das ist alles nur eine Vermutung. Und um es beweisen zu können, dafür stand ich nie hoch genug in der Schätzung.«

Aber ich lasse Tim seinen Glauben; ganze Religionen haben denselben. Auf den Taliban warten 72 Jungfrauen im Paradies. Hierzulande träumen alternde Männer von Endzwanzigerinnen. Nicht weil der Sex so gut ist, sondern weil man ihnen von Personen der Zeitgeschichte erzählen kann, die man noch kannte. Man könnte im gleichen Ton auch von Napoleon erzählen. Sie hören zu, jedoch wie man einem Alten zuhört: ohne zu unterbrechen, höflich, ohne zu glauben. Höchstens unterbrechen sie, um vorzugreifen in der Erzählung und dadurch anzudeuten, dass wir das alles schon einmal erzählt hatten. Dann schämen wir uns. Wissen wir doch um die Abgeschmacktheit von Aufgewärmtheiten; Frisches ist es, wonach sich Frauen sehnen: Wechsel der Dinge, die Vergangenheit höchstens als Sprungbrett, nicht als Sofa.

Und es verstimmt uns, dass wir Respekt erwarten. Sie machen uns alt, indem sie von morgens bis abends überall Begeisterung erwarten und wir langweilen sie mit Lebenserfahrung. Dabei ist Alter per se kein Übel. Man kann sich langweilen, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben, man kann sich glücklich eingestehen, dass es für gewisse Dinge zu spät ist und die Boxer- oder Balletttänzerin-Karriere getrost vergessen.

Uns hat es in der Menschheitsgeschichte noch nicht gegeben. Wir haben zwar keine Kriege geführt, statt dessen aber Lebenszeit erobert, die nun abgelebt sein will. Wir Hartzler sind die erste Generation von Unterschichtlern, die ohne Arbeit nicht dahinsiechen muss – ein 1000jähriges Privileg des Adels.

Das demokratischste, rassenverschmelzendste und emanzipierteste, das man sich vorstellen kann, ist der Carneval do Brasil. Tim und ich, wir haben sein Strandhaus verlassen, stehen auf einem Dorfplatz, aus einem Dutzend mobiler Boxen, montiert auf Pick-ups, plärrt in einer ewigen Wiederholungsschleife der scheinbar immer gleiche Song, im Kanon quasi. Wäre der Höllen-Breugel kein Maler, sondern Musiker gewesen, hätte er so komponiert.

Man lässt sich davon gerne von den kecken Mädchen ablenken. Sie wippen im Takt der Musik. Ich bewundere sie wie fremde Tiere, ihr Lachen, weil sie gerne leben, weil Feierabend, weil sie schön sind. Ihre nackten Rücken und Arme sind gradeso dunkel wie der Schatten unter den Schirmen der mobilen Snack-Stände. Deshalb sieht man auf den ersten Blick bloß ihre Röcke, gelb oder grün und das weiße Gebiss, wenn sie lachen, das Weiß ihrer Augen, ihre Ohrringe blinken.

Alte und Kinder sammeln Alu-Dosen. Ist das nun ein Zeichen für eine gut- oder eine schlechtfunktionierende Gesellschaft, die die Schwächsten am Umweltschutz beteiligt? Auslegungssache, vermutlich. Mütter schicken Kinder zum Sammeln von Alteisen. Der Vater verkauft es an den Großhändler, der verkauft es an den Exporteur, der an den Importeur und der an einen Ankäufer und der an einen Konzern. Zuletzt wird aus dem alten Eisen, an dem die kleinen Leute wenig und die großen viel verdienen, wieder Kriegsmaterial. Im Radio hetzt eine dünne Stimme gegen Nordkorea und Iran und informiert nüchtern, Raketen ließen sich in schönen Ballistikkurven fernlenken. Aber daran können die Mütter nicht denken.

Als fremder Ankömmling aus Augenwinkeln beobachtet, hatte ich mich sofort von dieser kurios märchenhaften Szene einfangen lassen. Es schneit Konfetti, aus Schulheften gestanzt. Man erkennt die Buchstaben, ganze Wörter von Kinderhand gemalt baumeln im Haar zusammen mit Buchstaben aus Büchern. Klar, Bücher halten im Tropenklima ebenso kurz wie Schulhefte. Bibliotheken sind hier nicht angesagt – kein Nutzen. Von welcher Bedeutung ist es, ob ein Buch mehr oder weniger erscheint? Höchstens die, das Bücher ihren Autoren Kinderersatz sind. Wird die Kultur eines nichterschienen Buches wirklich fehlen? So wenig wie die Schulhefte!

Die wirklich großen Denker haben wir längst in unsere Bücherkästen gesperrt, aus welchen sie uns, für immer zur Lächerlichkeit verurteilt, anstarren. Unsere Bibliotheken sind Strafanstalten, in welche wir unsere Geistesgrößen eingesperrt

haben. Wir wundern uns, dass so viele Leute ihre Gedanken auf Papier bringen. Dabei sollte man sich wundern, dass es so wenige sind.

Auch ich schreibe Aphorismen, diese minderwertige Kunst der geistigen Kurzatmigkeit, die mit ganz kleinen Einfällen auf die ganz große Wirkung abzielen auf Rückseiten von Kalenderblättern an Pfarrhauswänden, Halbphilosophie eines Zweitschopenhauers für den Krankenschwesternnachttisch.

Wenn wir nichts mehr trinken, verdursten wir, wenn wir nichts mehr essen, verhungern wir, auf diese Weisheiten laufen alle Aphorismen hinaus. Auf nichts mehr.

Wenn wir bedenken, dass wir alle verrückt sind, ist das Leben auch schon erklärt. Nichts weiter.

Eine Punkerin, selten in Brasilien, mit abgeschnittenem Jeansrock und grünen Haaren – es fehlt nur die Ratte auf der Schulter – kauft Zuckerzeug. Jemand furzt. Ich verdächtige automatisch die Punkerin. Je älter ich werde, umso mehr setzt sich diese Altmännerdenke durch: Punker stinken!

Ich vergleiche das mit einem Rockkonzert neulich. Ich stehe, wie in alten Pogo-Zeiten ganz vorne. Junge Australier rempeln beim Tanzen. Ich mag diesen Kampf. Und deshalb widert mich mein eigener Gedanke an. Ich denke nämlich – die zerschlage mir meine neue Tag Heuer!

Ich rede mir ein, Alter sollte bei Freundschaft keine Rolle spielen und kaufe Zuckerwatte. Möchte mit der Verkäuferin anbandeln, weiß aber nicht wie. Sie fällt auf: Halbgassenjunge, Halbmärchenfee, Schwester der Nike, Schwester der Venus, die mich von meinem Lähmungsanfall heilt.

Daheim widme ich mich den schönen Künsten, besuche Theater und Museen und fehle auf keiner Vernissage. Ich lerne, Verzweiflung lässt sich kultivieren. Literatur und Kunstwerke lassen sich daraus machen. Hilft aber überhaupt nicht weiter. Das wirklich Schöne braucht keine Bühne. Nicht einmal an den nächtlichen Treffs der Jugend findet sich das Schöne. Zu graue Haut schon mit 18. Wahre Schönheit hat rosige Haut, gespannt um Gesichter, die in die tropische Sonne blicken. Und weisen mich diese Gesichter ob meines Alters ab, belehrte ich sie eines besseren:

»Sicher, der ist jung, stark und schön«, sage ich, »sicher, aber hat er auch so viel Geld – äh, ich meine natürlich Charisma wie ich?«

Nicht die graumelierten Geheimratsecken der Alten stören die Jungen, sondern ihre hängenden Mundwinkelfetzten.

Die Zuckerwattefrau gleicht so gar nicht den molligen Damen der Gegend, die an Taille und Waden ein paar Röllchen Speck zu viel haben, allenfalls dazu gut, einem schlemmernde Erben zu schenken.

Mein Portugiesisch ist brillant bei Geschäftsverhandlungen; fürs richtige Leben taugt es nicht. Sie ist Zuckerwattenverkäuferin nur übers Wochenende, ihr Lebensziel ›New York‹. Wäre München ein Besseres?

Diese Stadt mit ihren inszenierten Bussis der Film-Komödianten, die von der Society als Existenz-Nachweis für die Klatschspalten erkannt wurden. Dort erwähnt zu werden ist die lyrische Form des Kontoauszugs. Wer nicht mehr erwähnt wird, kriegt auch kein Bussi mehr und wird degradiert aus der Kaste der Schickeria-Clowns und Adabei-Gespielinnen zur tragischen Kaste der halbseidenen Nobodys.

Aber die Zeiten bessern sich. Wo anfangs beim Anblick der Nackerten im Englischen Garten noch nach Vergeltung für geschändete Ästhetik geschrien wurde, reihten sich die Bürger selbst in die Reihen der bleichen Fettpopos und Hippie-Hängebusen.

In München steht das Café Tambosi, dass ich hasse: Bohème und Intellektuelle, Professoren und alte Edel-Dirnen für Geschäftskunden aus der Provinz. Dort sitze ich an einem Rokoko-Tischchen und denke: Warum nicht diese zwei Gabeln

nehmen, sie aufrichten in meinen Fäusten und mein Gesicht fallen lassen, um die Augen loszuwerden?

Die Zuckerwattefrau, die mich nicht versteht, lächelt, weil mir mitten im Satz das Reden zuwider wird und ich nur noch murmle, was ihr so erscheint, wie jene Stellen in ausländischen Filmen, die man nicht übersetzt, weil sie sowieso unverständlich blieben.

Ich deute ihre schrägen Blicke als Zeichen einer leichten Verwirrung, die bei einem Mädchen, das sich von einem Fremden angezogen fühlt, allzu natürlich scheint. Einen Augenblick lang lese ich auf ihrem Gesicht jene scheinbare Angst, die nichts anderes ist als die Furcht, man könne es an Mut fehlen lassen. Plötzlich ist mir klar, dass ich ihren Hals oder den Winkel des Mundes völlig ungestraft küssen könnte. Ich weiß, sie würde es zulassen und sogar nach dem Vorbild von Hollywood die Augen dabei schließen.

Jetzt lacht sie auf, als ob sie ohnehin einen Witz erwartet – ist es ja auch: wer mit einem kleinen Mädchlein ins Bett geht, erwacht immer im Nassen.

Eigentlich hätte ich mit meinen langsamen Bewegungen und einer schwermütigen und deshalb umso verführerischeren Körperhaltung mit einem Fingerschnipsen viele faszinierende Geschöpfe haben können; aber leider nur erwachsene. Ich beschloss, um meiner eigenen Sicherheit willen, zu heiraten, um mich von meinen entwürdigenden und gefährlichen Begierden, wenn nicht endgültig zu reinigen, so doch sie friedlich im Zaun zu halten.

Meine Frau, ich denke ich beschreibe sie lieber gleich, um es hinter mich zu bringen: Ihr Flaum auf den rasierten Schienbeinen wurde zu Stacheln; der bewegliche feuchte Mund, so sehr ich ihn auch mit Liebe stopfte, enthüllte seine Ähnlichkeit mit einem hochverehrten Portrait ihrer krötenhaften, toten Mama.

Kam sie heim, ging ich fort und suchte Gesellschaft. Willenlos überließ ich der Zerrüttung unseres Ehelebens ihren freien Lauf.

Unser Zusammenleben hatte sich zu einem missmutigen Gegeneinander entwickelt

Wenn diese Frau mit majestätischen Brustwarzen und massiven Schenkeln, mich mit jammervoll lasziven Liebkosungen auf die Ausübung meiner nächtlichen Pflicht vorbereitet hatte, war es der nymphenhafte Duft von Balletttänzerinnen oder Zuckerwattemädchen, den ich verzweifelt zu erhaschen suchte, während ich durch einen welken Wald hetzte.

Petrarca verliebte sich wahnsinnig in ein blondes Nymphchen von zwölf und Dante verknallte sich 1274 sinnlos in seine Beatrice, ein neunjähriges Mägdelein. In so schlechter Gesellschaft befand ich mich also nicht.

Ich erhob nur sehr selten, nur in Fällen großer Dringlichkeit, Anspruch auf das schale Fleisch meiner Frau. Sie wurde dennoch schwanger.

Erst am Tage nach der Geburt besuchte ich Mutter und Kind. Ich berührte das Kind nur nach schwerer Überwindung, denn ich hatte Angst, ihm weh zu tun. Seit meiner frühesten Jugend machten mich hilflose Kreaturen selber hilflos. Ja, ich fürchtete sie fast. Doch ich spielte verlegen den hocheufreuten Vater.

Noch eine Kette mehr!, dachte ich auf dem Heimweg. Die Ehe, das Kinderkriegen, ihre Aufzucht – das alles ist doch nur das schmerzhaftes Obsiegen des Gewohnten.

Schön, der Wunsch nach Frauen ist fasst erloschen. Macht mir aber nicht viel, war er noch nie stark ausgeprägt. Ich hatte für große Abenteuer nie viel übrig. Die bringen nur einen anstrengenden Abend und sind teuer. Aben(d)-teuer eben! Das hat mich vor Frauen gerettet, doch auf Wein habe ich Lust. Ich weiß, mein größter Feind ist der Alkohol; doch schon in der Bibel steht: Liebe deine Feinde! Das macht wach und erhält ein klein wenig Lebenslust. Sonst wäre alles schon erloschen. Ich trinke fünf Glas hintereinander. Bei Gott, wie ist das gut! Alle Fragen verlieren ihre Schärfe, ich bin glücklich, von allen Fragen befreit. Ich habe eine törichte Lust zu lachen. Nicht nur, dass ich nicht länger Gefangener

dieses Erdballs bin, ich bin eingehüllt in die warme Decke des Alkohols. Das ist für mich ein guter Moment. Doch der geht schnell vorüber.

Man müsste ein Mittel finden, sie auszunützen und auszudehnen. Das wäre die zweitbeste Erfindung. Die beste aber bliebe für mich eine Droge, die ohne Ausfallserscheinungen berauschen kann, ohne lallen zu müssen und ohne Kater, das wäre die Geschäftsidee des Jahrtausends. Oh göttlicher Rausch, der du mich vom Zustande angenehmer Behaglichkeit in die Sentimentalität und Sangeslust gleiten lässt, Melancholie wechselt mit einem heftigen Drang, seinen ganzen Zynismus brillieren zu lassen. Ein Schwebezustand, bei dem das Hirn ungeheuer lebendig ist, die Gedanken jagen in eine immer kühnere Klarheit, jeder wird schlagfertig, erfinderische Zoten fliegen auf, messerscharfe Grobheiten. Hitziges Ereifern und lächelnde Überlegenheit besiegen einander abwechselnd, alles Ordinäre und alles Tiefsinnige kommt zum Vorschein. Es scheint als schwimme man in einem prickelnden, lauwarmen Wasser und würde von den Wellen auf- und niedergetragen.

Gibt es nur einen einzigen Menschen, der nicht suchtfährdet ist? Die meisten haben bei ihrer Sucht nur Glück, damit mit dem Gesetz nicht in Konflikt zu kommen. Geldsüchtige Spekulanten zum Beispiel gefährden nicht nur sich, sondern die ganze Welt und kommen ungestraft davon.

Ich lösche das Licht. Ich flüchte mich gerne in den Schlaf, obwohl ich nur zwei oder drei Mal jene Träume hatte, an die man sich morgens mit Bedauern erinnert, weil man sie nicht festhalten kann, wenn fliehende Schatten in der Helle des Tages verlöschen und das ganze Leben in Fetzen dahingeht.

Ein Wetterguss folgt, kurz aber intensiv. Doch die Menschen im Süden kneifen dabei nicht verbissen ihre Augen zu. Sie wissen, Regen bringt Leben. Mütter gaffen, sie kommen nicht aus dem Gebären heraus. Sie halten ihren letzten Säugling an der Brust, abgestützt auf ihrer neuen Schwangerschaft. Auch weiße Frauen mit braunen Kindern, was die weißen Männer beschämt. Längst tun die Frauen, was sie mögen, und mit geringerem Sentiment als die Männer. Sie mischten sich nur zu gern unter das Fremde.

Plötzlich ertrug ich es nicht länger als Leiche im Corso der Lebenden. Mein Kopf ist eine überreife Wassermelone, die platzen will. Ich erzähle Tim von Magenproblemen. Migräne träfe es besser. Diese Unpässlichkeit ist aber Frauen vorbehalten. Auf meinem Zimmer, immer wieder Duschen, dann kleiderlos auf dem Bett. Mein Körper taugt gerade noch, um den Ventilator-Wind zu genießen. Es ist ein Kater von der besonders unangenehmen sprunghaften Art, der mich bei allem, was ich unternehme innehalten lässt, sogar beim Einschenken eines Glases. Ich trinke Cachaça, allein, ich vertrage nichts, ich trinke und singe. Stundenlang. Ich kann gar nicht singen. Aber niemand hört mich. Ich bin eben zu lange unbeschäftigt gewesen. Am liebsten würde ich mich anspeien, verprügeln lassen, den Schädel einrennen. Ich denke furchtsam an die Zukunft, nichts als Sackgassen sehe ich vor mir. Ich bin, wie ich daliege, etwas Obszönes, etwas durch und durch Anstoß erregendes, ekelhaft und Schwanz ständernd nach außen gestülpt; verscharren!

Ich habe genug von dösenden Orten, von kackbraunen Uniformen, von zusammengerollten Hunden im Mückenschwarm. Ich habe in zu viele gelangweilte kaffeegraue Mestizengesichter blicken müssen, zu viele Lügen gehört. Menschen, die Fremden gerne ins Wort fallen und ihren Stumpfsinn durch schnelles Reden übertünchen. Ich habe es satt, aus Plastiktellern und Bechern zu essen und zu trinken. Und dann ganz plötzlich, husch husch, zur nächsten Toilettentüre, wobei sich das dahinter oft genug als Moschee- oder Bibliothek entpuppt. Was tun, in einem Land ohne öffentliche Räume für die Notdurft und ohne Abfallentsorgung? Ich hasse Exkrementengeruch am Straßenrand genauso wie diesen stechenden Rauch von Müllverbrennungen am Strand. Ich frage mich oft, ob je eine Taxi-Fahrt mehr gemacht wurde, bloß weil solche Fahrten von

zahllosen nervenden Fahrern allenthalben offeriert werden. Ich antworte auf die ständigen Rikscha?-Rikscha?-Rufe der Fahrer in gebrochenem Englisch:

›Sorry, I no have riksha, but ask little black man there over!‹

Und dabei weise ich mit der Hand auf seine Kollegen.

Ähnlich verfare ich bei Kindern.

›Bonbon-Bonbon-Mister‹, schreien sie.

›Yes, can I have two, please?‹

Klar, verstehen das die kleinen Racker nicht. Die entsetzten Reaktionen der Eltern sind mir aber Spaß genug.

Die Allerweltsfrage beim Reisen ›Your country?‹, was so klingt wie ›You're hungry?‹ beantworte ich gern:

›Yes, very much! Thanks for inviting me.‹

Das sorgt einigermaßen für Befremden und ich bin meine Peiniger bald los. Denn die sind ja selbst an einer Einladung interessiert.

Ich finde Aas-Geier auf Marktdächern nicht mehr romantisch. Mein Verständnis für suizidale Busfahrer, die nicht bremsen, wenn auf den Straßen gerade ein Schulmarathon ausgetragen wird, tendiert mittlerweile gegen Null. Wie kommt eigentlich eine Schulleitung dazu, ein Kinder-Sportereignis auf einer Autobahn auszutragen?

Mich öden die ständigen Gefahren-Warnungen durch Einheimische an und auch die Schüsse und Polizeisirenen am Tage und bei Nacht. Ich mag auch keine Gitter vor den Fenstern und keine dünnen Wände im Hotel, wo Frauen stöhnen ›mueve-te‹.

Ein Kind schreit erbärmlich sein schrilles Gequake. Ein zweiter Säugling nimmt's auf, antwortet und gibt's weiter. Ein dritter Schreihals öffnet sich. Links und rechts flammen erschreckte Lichter auf, angefacht von den mürrisch-besorgten Müttern. Da zieht eine Schreistimme hoch über die anderen hinaus. Und die folgen wie ein geübter Chor. Aber es ist bei Gott kein Gesang. Wer würde wagen, sich einfach die Ohren zuzuhalten, einfach das Ende unter der Bettdecke abzuwarten! Ich habe das Lateinamerika-Syndrom. Ja, ich bin Straßen- und Passkontrollenmüde, und müde von Internetgeschwindigkeiten aus dem vergangenen Jahrzehnt.

Am Abend geht es wieder. Tim ist wie ein Gastgeber, der für seinen weitgereisten Besucher doch noch etwas zum Trinken im Keller gefunden hat. Ich habe andere Gastgeber kennengelernt, die ihren Gast zum Teufel wünschen und gleichzeitig fürchten, der Gast könnte das merken, und sich deshalb bemühen, für gute Laune zu sorgen.

Ich, der Zauderer, greife Tims Theorien über die Mädchen, die auf ältere Herren stehen, wieder auf:

›Ist unsere Lebenserwartung, dieses künstlich lange Leben gesunder Westeuropäer, nicht eher ein Hinderungsgrund, sich mit uns einzulassen? Jahrzehnte gebunden an einen übelgelaunte, alten Greis, bevor man irgendeinen gleichaltrigen Landsmann am Gringo-Erbe teilhaben lassen kann?‹

›Ach was! Das Glück ist eine leichtfertige Person, die sich stark schminkt und von ferne schön ist. Jedenfalls gibt es genug leichte Mädchen, die keine Schlafstätte haben und morgens nichts zum Frühstück. Das Schlimmste im Leben‹, sagt Tim, ›sind die Versuchungen, denen man nicht erlegen ist.‹

Er neidet mir, dass ich Provinz-Fasching feiern darf, während er in den Flieger nach Rio steigt. Ich will Tim noch etwas fragen, der Fluglärm übertönt seine Antwort. Klingt aber irgendwie nach einem seiner Standardsätze ›Lass uns das beim Joggen besprechen‹.

Auch so eine Sache: Er hatte da seine Spezialstrecke – nicht gut, nicht schlecht. Jedenfalls lässt er sich nie darauf ein, eine andere auszuprobieren, es sei denn, es ist seine Idee.

›Morgen machen wir dein Gymnastikprogramm‹, eine fixe Antwort, die er stets vergisst. Nie käme ihm in den Sinn, Vorgekauertes eines anderen nachzumachen.

›Verbiere dir nichts!‹, schreit er seinen Rat zum Schluss.

Ich bleibe zurück in seinem Haus und in meiner Angst vor eifersüchtigen Ehemännern. Hier, auf dem Dorf, teile ich Tims Vermächtnis des allzu Auffällig, der schon seiner Größe wegen nicht auf Mäuschen machen kann. Tim muss den Blaubartkönig spielen, ob's ihm gefällt oder nicht. Auf dem Dorf kann auch ich nicht einfach untertauchen. Hier finden sie mich, um selbst mir eine geschändete Jungfrau vorzuwerfen oder vielleicht auch eine verschmähte, weiß man's.

Mein Leben ist eine einzige Aneinanderreihung von einem vertanen Moment an den anderen. Ich habe eigentlich vor allem Angst, trage deshalb neuerdings ›Uniformen‹, eine Art Kombattanten-Kluft: Olive Schirmmütze, khakifarbene Schulterklappenhemd, Shorts, selbst die Badehose im Armeeolive. Ich gebe mich, je nach Landstrich, als Paramilitär oder Legionär. Ich lasse mich von Motorrad-Taxis am liebsten vor Kirchen absetzen, mime den Mann Gottes. Ich notiere Kennzeichen von Privatfahrzeugen, die mich mitnehmen – selbst von Taxis. Glaube, mich so vor Übergriffen und Beschiss zu schützen. Ich nehme Nachtbusse von Großstadt zu Großstadt, schlafe kaum und rede mir stoisch ein, je mehr man schlief, desto müder würde man. Ich beginnen das flache Land zu hassen – dieses überwältigende Nichts!

Überzeugte Provinzhasser, wie ich, sind oft nur von Minderwertigkeitsgefühlen geplagte Heimatvertriebene. Nachdem sie mit dem provinziellen und altmodischen Horizont im Alltag ihres Landes gebrochen haben, können sie sich über nichts auf dieser Welt mehr freuen. Sie werden zu ihrer eigenen Karikatur, definieren krampfhaft die Qualität einer Stadt durch die Quantität. Rio, Paris, Tokyo! Und das, obwohl die wirtschaftlich-kulturellen Vorteile der Mittelstadt erwiesen sind. Nach keiner Heimat sehnt man sich heftiger oder hasst sie mehr als nach der, die man nicht gehabt hat.

Es gibt Orte, da schießt das Großstadtleben jede Nacht vorbei, ohne dass es jemand merkt. Der Orientexpress etwa passiert jede Nacht den Bahnhof der Kreisstadt Ulm. Kaum einer weiß das. Es passt gut, dass der Sekundenanzeiger der Bahnsteiguhr zu jeder vollen Minute innehält: Huch – schon wieder eine Minute vorbei!

Wenige ahnen, dass das Leben der Abgewanderten viel profaner ist, als es sich die Daheimgebliebenen vorstellen. ›Der Sohn meines Nachbarn ist Botschafter‹, hört man oft. ›War schon als Kind im Umgang mit anderen so geschickt.‹

Die Leute erinnern sich plötzlich:

›Beim Kindergeburtstag beherrschte er es, eine Torte so aufzuschneiden, dass jeder glaubte, er habe das größte Stück bekommen.‹

Wer weiß schon, dass dieser Botschafter jetzt lediglich auf unterer Bedeutungsebene Kontakte pflegt? Reisende Abgeordnete aus der Hauptstadt, die profilsüchtig im Ausland nach dem Rechten sehen wollen, keine Ahnung haben und dumme Fragen nach Menschenrechtsverletzungen und Umweltschutz stellen, werden stöhnend vom Flughafen abgeholt und im Land herumgeführt. Eigene Landsleute auf Urlaub, wirkliche Unsympathen, die Mist gebaut haben, müssen im Gefängnis aufgesucht werden. Man muss irgendwas für ihre Freilassung tun.

Das ist Diplomatenalltag – der Abschluss fauler Kompromisse, wo alle Verhandelnden das bekommen, was sie eigentlich nicht haben wollten. Der Lohn dafür besteht in wohlthätigen Auslandszulagen und darin, dass man relativ feudal residiert. Im Ausland ist man Exzellenz, schreibt selbst oder unterzeichnet von Mitarbeitern geschriebene Landesberichte und schickt sie an das Auswärtige Ministerium, wo sie ungelesen verschwinden.

Das alles wollen die Daheimgebliebenen nicht hören. Wenn doch würden sie es nicht wiedergeben wollen. So sind die Leute. Sie haben nicht den Drang, ihre eigenen Erfahrungen allgemeingültig zu machen. Sie bleiben Hintergässler, die

der Klofrau am meisten in den Teller legen. Nicht aus Solidarität mit ihr, sondern aus Abgrenzung zu ihr.

Auch ich legte dem Mundharmonikaspieler etwas in die Schale, nicht aus Solidarität, sondern als Bannzauber dagegen selbst so zu enden. Mangels Talent würde ich keinen guten Straßenkünstler abgeben. Ich konnte mir zwar einen Rhythmus einprägen und wiedergeben, aber die Höhen und Tiefen einer Melodie vermochte ich nicht voneinander zu unterscheiden. Wenn es so etwas wie eine Rot-Grün-Blindheit für Melodien gab, so hatte ich sie. Dieses Manko gab ich zeitlebens nie zu erkennen. Höchstens einen mittelmäßigen Hutgeldsammler zum Schluss einer Straßenvorstellung würde ich abgeben können. Oder würde mein Weg direkt zum Pfandflaschensammeln führen? Gutscheine aus Zeitungen schnitt ich schon jetzt aus und streifte nach jedem Flohmarkt um die Tonnen mit dem unverkauft zurückgelassenen Erbe namenloser Großmütter herum.

Früh hatten mir meine Eltern empfohlen, beim Gehen fleißig auf den Boden zu schauen, denn das Geld liege auf der Straße. Bis zum elften Lebensjahr hatte ich über fünfhundert Sicherheitsnadeln und Knöpfe aller Art, mehrere Dutzend Pfandmarken, siebenundzwanzig verlauste Käämme, ein Taschenmesser und zwei Portemonnaies mit insgesamt 87,50. Das alles mit einem steifen Hals erkaufte zu haben, war es natürlich nicht wert gewesen, weshalb ich mir vornahm, meinen Kindern nie zu raten, auf den Boden zu blicken.

Ich klatschte bei jedem Straßenmusikanten. Dieses beim Einzelbeifall entstehende klägliche Geräusch – es klingt noch trauriger als die Stille selber, wie ein Schrei inmitten sprachloser Betroffenheit auf einem Friedhof.

Ich liebte es, Blinden über die Straße zu helfen. Sobald ich den Stock eines Blinden an einem Randstein zögern sah, stürzte ich herbei, entriss den Blinden einer schon hilfsbereiten Obhut und führte ihn mit fester Hand zwischen den Hindernissen des Verkehrs in die U-Bahn.

Desgleichen gab ich Passanten freudig Auskunft oder Feuer, schob Autos an oder half bei schwerem Gepäck, kaufte in allen Städten Obdachlosen-Zeitungen oder dem Blumenmädchen ihre Blumen ab, obwohl ich ahnte, dass sie sie auf dem Friedhof stahl. Während so viele Unbehagen empfinden, frohlockte ich geradezu, wenn ein Bettler auf mich zukam. Ich glaubte nie an die organisierte Barmherzigkeit, liebte es deshalb, Almosen direkt den Empfängern zu geben.

Wieder an einem anderen Tage gedachte ich auf der Straße Blinde anzurempeln und die heimliche Freude, die ich dabei empfand, verriet mir, wie sehr ein Teil meiner Seele sie verabscheute. Ich nahm mir vor die Reifen von Rollstühlen zu zerschneiden, unter den Baugerüsten ›Dreckige Hungerleider!‹ zu brüllen und in U-Bahnen Säuglinge zu ohrfeigen. Von dem allem träumte ich und unternahm nichts dergleichen.

Als ich eines Tages auf einer Restaurant-Terrasse Hummer aß und ein Bettler mich belästigte, rief ich den Wirt, um ihn fortjagen zu lassen und zollte der Rede dieses Rechtsvollstreckers laut Beifall, als er sagte:

»Sie stören. Versetzen Sie sich doch ein bisschen in die Lage dieser Herrschaften!«

Ich speiste nie in einem chinesischen Restaurant. Weil Asiaten, zumal einem Weißen gegenüber, mit ihrem Schweigen oft Verachtung auszudrücken scheinen. Diese Miene bewahren sie auch beim Bedienen. Wie soll man da noch mit Genus Schwalbennester essen und weiterhin glauben, dass man Recht hat?

Mein Vermögen als Europäer, das wusste ich, entzog mich einem klaren Urteil in den meisten Ländern der Welt, weil Wohlstand uns immer aus dem Gedränge der Hinterstraßen herauslöst und in ein Automobil einschließt, in bewachten Parks, in Schlafwagen und Kreuzfahrt-Kabinen absondert. Auch reiche Menschen träumen davon, ein Gangster zu sein und mit Gewalt zu herrschen.

Tim kannte all diese Gedanken nicht; Tims Gedanken drehten sich zu oft um das Weibliche. Bei Frauen verfuhr er wie mit einer Drehtür – nachgeben und nachgehen, dann kommt man vorne rein. Sein Leben lang zog es ihn auf die Suche nach sexueller Intimität oder manchmal auch nach der platonischen einer Fremden. Auch in scheinbar hässlichen Frauen erblickte er wunderbare Schönheit. Er hatte so viel Eros, dass ihm jede Lebensäußerung, jede Form, in der das Leben sich darstellt, etwas Vollendetes bedeutete. Er liebte es, Frauen von hinten zu nehmen, weil es ihn erregte, wie ruhig sie dabei wurden – wie am Nacken gepackte Kätzchen. Und dann erst dieses Wonnestöhnen. Von hinten klang es anders, aufrichtiger, echter!

Tim war sich der Liebe seiner Partnerin so sicher, dass er sich kaum bemüßigt fühlte, sie dann und wann einmal nachzuprüfen. Keine seiner Geliebten sollte ihn daran hindern, Bea das tägliche erotische Brot zu verabreichen, und war's auch bloß Brot und keine fette Suppe. Erst als Tim merkte, dass seine Frau noch später als er heimzukehren pflegte, musste sie mit ihrem Liebhaber vorsichtiger werde. Er und ich hatten Glück, nicht dieselbe Art von Frauen zu lieben. Das hätte zwangsläufig so enden müssen, dass der empfindsamere und eher verschlossene das Mädchen demjenigen überlässt, der offener und lebensfroher ist, da er weiß, sie wird mit dem anderen glücklicher.

Tim führte stets einfache, farbige Isolierbänder mit sich. Am Handgelenk im Gedränge düsterer Eingängen sind sie von Eintrittsbändern kaum zu unterscheiden. Er konnte Eintrittsstempel nachmalen. Zu diesem Zweck hatte er stets einen dreifarbigem Kugelschreiber einstecken. Eine Blindenbinde mit Teleskop-Blindenstock, eine Straßenbau-Sicherheitsweste und ein Ohrenfunkgerät gehörten bald zu seiner erweiterten Ausrüstung eines Erschleichers, immer diesseits der Legalität. Ein alter Journalistenausweis, den ihm All überließ und zwei Fotos, die ihn als Polizeioberst und Militärmajor darstellten, steckten in seiner Brieftasche. Eine Attrappe einer Walter 9 Millimeter war in einem schwer zugänglichen Fach seines Rucksacks, inklusive Halfter versteckt. Den gefälschten Führerschein und Diplomatenpass führte er auf Reisen so am Körper, dass eine Leibesvisitation nicht darauf stieß. Denn in falschen Händen konnten diese nützlichen Papiere Unheil anrichten. Während ich froh war, wenn ich irgendwo ein günstiges All-you-can-eat-Buffer entdeckte, bediente sich Tim, wie selbstverständlich, in Ferienclubs und All-Inclusive-Hotels. Dort nutzte er gerne das freie Internet. Das gebotene Wellness-Programm ließ er mittlerweile aus. Daheim wurden ja genug Schnupper-Mitgliedschaften in Fitness-Clubs geboten.

»Bringt mich irgendwie durcheinander«, sagte er, »wenn man am Ende nicht mehr weiß, ob man den Obstsalat essen oder einmassieren soll.«

In Spielcasinos pflegte er sich kostenfrei zu betrinken.

»Wozu sonst gibt es Sterne-Hotels?«, meinte er wissend.

»Für mich sicher nicht wegen des Lärmes ihrer privaten Diesel-Generatoren und ihres Personals.«

»Die Vermeidung von Risiken durch Einhaltung von Konventionen ist die Vermeidung des Lebens«, war ein weiterer Spruch von Tim.

Er lachte ob meiner übertriebenen Vorsicht: Ließ ich zum Beispiel ein Gepäckstück im Aufbewahrungsraum zurück, so nie ohne eine nasse Badehose darauf zu legen. Das schrecke Diebe ab, war meine Überzeugung.

»Profis zieht es eher an«, meinte Tim, zog eine ausgesprochen hässliche Sonnenbrille über die Nase und teilte sich mit mir das Zugticket. Blinde haben Anspruch auf eine kostenfreie Begleitperson, wusste er natürlich.

Wie meine lebensentfremdeten Augen jeden Baum betrachteten, so studierte Tim ganz andere Details. Wo ist der Notausgang? Wo steht ein verlassenes Gedeck? Wo die alleingelassene Frau und das nächste Behinderten-WC für eine schnelle Nummer mit ihr?

Mein Denken lenkte eine Art Instinkt gepaart mit Übervorsicht und Bauernschlauheit. Wäre ich Vater, so würde ich meine Tochter für ihren Minirock loben:

»Da schau her, wie sexy, ganz wie Mama, vor dreißig Jahren!«

Den Minirock würde die Welt nicht wiedersehen, davon war ich überzeugt.

Im Krieg wäre Tim sicher Einzelkämpfer geworden, weil man sich allein am besten verstecken kann. Alleine ist man still, hört deshalb früher eine nahende Gefahr. Um diesen Instinkt zu schärfen, schlich Tim sich regelmäßig etwa in Nationalparks ein – nicht nur, weil er den Eintrittspreis umgehen wollte. Mit dem Geräusch eines suhlenden Gürteltieres im Laub kroch er in Meternähe durchs Unterholz am Park-Ranger vorbei. Stets auf der Suche nach dem Kick, erwischt zu werden.

Nicht, dass ich, der Unsichtbare, im Anschleichen und Erschleichen viel schlechter war, nur eben auf eine ganz andere, sichere Art – der Risiko-Minimalist. Wenn ich bekannt werden würde, dann als der Typ, denn man nur heraus- und nie eintreten sah, in Bäder, Fitnessclubs oder Kinos, was nur deshalb nicht auffiel, weil Wiederholungen und Gewohnheit mir ein Gräuel waren. Ich wechselte ständig meinen Aktionsradius. Obwohl es nie nötig wurde, hatte ich mir angewöhnt, vor Betreten von Kinosälen oder Tanzböden stets an Türen zu rütteln oder kurz ins Klo zu schauen, um mir einen eventuellen Fluchtweg zu sichern. Mit Augen, die ständig danach suchen, wie man besser überlebt, ohne es mit seinem eigenen Gewissen zu verscherzen.

Tim haderte nie mit seinem Gewissen, tat instinktiv das Richtige. Auf Rock-Festivals beispielsweise war er ein vielgesehener Gast im Backstage-Bereich. Für ihn war es nicht schwer, sich da hinein zu mogeln. Einfach mit maximaler Arroganz am Ordner vorbeimarschieren. Wenn dieser Tim nicht vorbeilassen wollte, sagte er:

»Spinnst du, Kumpel? Ich hab hier eben auf der Bühne gestanden!«

So wurde er in 70 Prozent der Fälle für den Bassisten von Metallica gehalten.

Klappte das nicht, so ließ er seinen um den Hals baumelnden Davidstern sehen und fragte mit großen Augen:

»Bist du Antisemit?«

In Deutschland und Österreich ist so ein Anhänger ein wahrer Türöffner. Überflüssig zu erwähnen, dass Tim keiner Religion angehörte, höchstens dem Jugendwahn. Er blieb auch irgendwie jung; Ehrlichkeit in jeder Lage war ihm folglich ein Luxus für später.

Irgendwas auf dieser Welt erlaubt dem einen ein Pferd zu stehlen, während der andere nicht mal nach dem Halfter schießen darf. Es gibt eine Weise nach einem Halfter zu schießen, die selbst den barmherzigsten Heiligen dazu bringt, jemandem einen Fußtritt zu geben.

»Ach, Rock-Festivals«, überraschte mich einmal Tims Aussage, »überall riecht es nach Dixi-Klo und Marihuana. Die Leute halten mich oft für einen abenteuerlustigen Burschen. Nichts könnte weiter von der Wahrheit entfernt sein. Meine Abenteuer sind stets aufgezwungen, mehr erduldet als unternommen. So ist das!«

Feigheit ist nach der Mittelmäßigkeit die am meisten verbreitete menschliche Schwäche. Beides zusammen ist unerträglich und ergibt die größte Sünde: die Fantasielosigkeit. Aber sie ist auch ein Gottesgeschenk, um sich selber zu ertragen.

Um nicht als fantasielos zu gelten, erfand Tim ständig Spielchen. Wenn er in einer Gruppe zum Jahrmarkt ging, schlug er vor, dass jeder sich ein Nationalgericht eines jeweils anderen Landes aussuchte. Besorgt musste das Gericht wiederum von jeweils anderen Personen werden. Je mehr Alkohol ins Spiel kam, umso derber wurde sein Kampf gegen die Langeweile, mündete zum

Beispiel darin, dass er unauffällig unter dem Tisch sein Gemächt auf herumliegende Fotohandys bannte.

Früher bewegte sich Tim über Hinterhöfe und Dächer; als Schularbeit im Kunstunterricht gab er eine Fotoserie ab, die Treppenhäuser seiner Stadt porträtierte.

»Schlafzimmer wären mir lieber gewesen«, sagte er der verdutzten Lehrerin.

»Aber das Blitzlicht ist zu verräterisch.«

Heute glichen Tims Wege durch die Stadt engen Ameisenstraßen, irgendwie beschränkt, obwohl der ganze Stadt-Dschungel zur Verfügung stand. Er hatte immer weniger Spaß daran, Nachtclubs um ihr Eintrittsgeld zu bringen, obschon das seit der Einführung der Raucherecken noch einfacher geworden war.

Wie ich Tim kannte, war es nicht sicher, ob wir, wie geplant, die Drinks zu uns nehmen würden. Planer, die alles unter ihre Kontrolle bringen wollen, waren Tim ein Gräuel. Er war eher wie ein Hund, der einem Auto nachrannte aber nichts damit anzustellen wüsste, wenn er es kriegte. Wenn eine Frau aufkreuzte, die ihm gefiel – und dazu bräuchte sie weder schön noch gut gebaut zu sein, würde er mich im Stich lassen. Das Einzige worauf ich dann achten musste, war, dass er seine Drinks bezahlte.

»Weißt du«, sage er, »wir kommen in die Jahre, wo wir unsere Zeit nicht vergeuden sollten. Wenn wir es je zu etwas bringen wollen, ist es Zeit, dass wir anfangen.«

»Du meinst, Wer jetzt kein Haus hat, baut sich keines mehr. Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben.«

»So ähnlich«, sagte Tim. »Aber, ich meine – verschwendete Zeit ist Dasein, nutzbringend verbrachte Zeit ist Leben.«

Er überlegte und fügte hinzu: »Oder ist es genau anders herum?«

Tim bestellte die ersten Negronis, »ohne Schirmchen, Buschwerk und Lametta, bitte«, was dem Barmann mächtig imponierte.

Er blickte sich in Ruhe um und entschied, welche Puppe am wenigsten verkommen aussah. Und immer fing irgendeine daherschleudernde, betrunkene Kuh seinen Blick auf, den er verliebt erwiderte.

»Du könntest vielleicht ein zweiter Jesus Christus werden«, sagte ich zu Tim.

»Eher ein Don Quichotte, mit dem ewigen Drang ein Nazarener zu sein«, lachte Tim auf.

»Lach nicht – das ist mein Ernst. Du hast nicht die geringste Ahnung von deinen Möglichkeiten, du bist völlig blind für alles, außer für deine Begierden. Du glaubst doch nicht wirklich in sie verliebt zu sein. Hast du ihren Hintern richtig betrachtet? Sie ist bloß ein paar dampfender Eierstöcke. Du bist ein Genie, wenn es darum geht, die falschen Frauen aufzugabeln.«

Das musste gerade ich sagen, ich, der besser blind geboren wäre – da sind die Ansprüche von Anfang an gesenkt. Ich, der dafür bekannt war, überhaupt kein Geschick dafür zu haben, sich mit netten Menschen zu umgeben. Ich, der seine allergrößten logistischen Nöte damit hatte, mehr als zwei Frauen zeitgleich unter einen Hut zu bringen, geschweige denn einen kleinen Harem aufrecht zu erhalten.

Ich bevorzugte schon immer andere Hobbys. Ich schnorchelte gern, umgeben von quastenflossenartigen Karpfen. Am Ufer sitzend ließ ich mich vom Paarungstanz des libellengrünen Eisvogels verzaubern. Nur du verstandst das. Die meisten unserer Freunde schleppten sich lieber mit ergoogelten Krankheiten zu Fachärzten.

Uns beide leitete kein anderer Grundsatz als das Sich-weigern, von Träumen Abschied zu nehmen. Umso erstaunter war ich, als du einmal sagtest:

»Sex in langen Partnerschaften ist die meistüberschätzte Sache der Welt. Es wird langweilig. Langweiliger sogar als die Onanie. Sie steht immerhin für den Beweis der Zeugungskraft.«

Im Kampf gegen diese Langeweile probierten wir alles aus und begnügten uns damit, mittelmäßig zu sein. Du hattest nie eine Lebensstrategie. Dein Leben hat sich immer ergeben. Du hast dir selten etwas vorgenommen. Wahrscheinlich war die Ziellosigkeit der Grund dafür, dass dein Leben so angenehm, durchaus auch mit Zieldurchgängen, verlaufen ist. Man muss die Ziele einfach erst nachdem Erreichen festlegen. Konzepte erst nach der Tat festzulegen, ist ein gutes Erfolgsprinzip. Dieser Pfad der Mittelmäßigkeit ermöglicht eine positive Haltung, bei der man nie enttäuscht werden kann und er hilft, kein Zyniker zu werden.

EXPOSÉ

Titel: **LEBENS DURSTIG**
Untertitel: Das Tier und der Dompteur, extremen Naturen gehört unsere schöne böse Welt.

Alternativ-Titel: Frauen verblühen, Männer verglühen
Zwillinge der Zwietracht

Alternativ-Untertitel: Ein Versuch, das Leben zu ergründen.

Inhalt:

Mit 220 Sachen zum Prosecco-Segeln an den See. Der hyperspontane Tim fühlt sich angezogen von Zauderern. Auf der Überholspur zwischen Burn-out und Bore-out, zwischen Öko-Wahn und Speed-Dating ist LEBENS DURSTIG die Geschichte von ungleichen Menschen – dem Tier und dem Dompteur in uns.

LEBENS DURSTIG ist nicht nur Comedy, sondern das praktische Leben selbst. Aktuelle Themen wie Bankenkrise, Terrorlüge, Konsumrausch etc. beherrschen die Handlung.

LEBENS DURSTIG ist ein gelungener Versuch, vielschichtige Sichtweisen einander gegenüber zu stellen. Das geschieht auf dem Hintergrund der Begegnungen von Freunden – ein Banker, ein Mannequin, ein Journalist.

Ein kostbares Konversationslexikon für alle, die schon immer wissen wollten, warum Frauen verblühen und Männer verglühen.

Autor-Vita:

Mittelgroß, Augenfarbe grau. Auf der Meldestelle ist es so dämmrig, dass da jeder dunkelgraue Augen hat. Und was haben sie als Haarfarbe aufgeschrieben? Dunkelblond, hätte auch hellbraun heißen können. Wollte immer eine Liga zu hoch spielen. Aber kleckern in der Liga der Klotzer, das geht nie gut.

Der Wahlmünchner Robert Mohr wurde in Lettland geboren, studierte in Bonn Geographie und Völkerkund, lernte als Studienreiseleiter die Welt kennen und arbeitet als Presse-, Hörfunk, TV-Journalist im In- und Ausland. Mohr umrundete als erster Mensch den Globus mit einem Elektromobil.

Als Kunstmaler kreierte Mohr den ›Pasticio-Varismus‹: Dabei verwendet er Ausschnitte bekannter Gemälde und komponiert sie neu zu gesellschaftskritischen Themen.

Kontakt:

Entenbachstr. 38, D-81541 München, Tel.: +49-(0)89-65309830, Mobil: 0179-2936688, www.mitglied.lycos.de/mohr66, robert.mohr@t-online.de

Buchveröffentlichungen bisher:

1996: Sex-mal um den ganzen Globus!, Gatzanis-Verlag, Stuttgart

2001: Macht der Sucht, Edition Wendepunkt, Weiden

2006: Partnerschaft: Nie zweite Wahl, in: Literaturblätter dt. Autoren, Geest-Verlag

Andere Bücher zum gleichen Thema:

Viele Bücher beleuchten augenzwinkernd die Schwächen unserer Gesellschaft beleuchten. Im Gegensatz dazu buhlt der Roman LEBENS DURSTIG weder um Verständnis für Andersdenkende noch

erklärt er unter ihnen den Krieg In LEBENSDURSTIG wird geradezu das Unversöhnbare erhoben.

Der unterschiedliche Blickwinkel von Vertretern unterschiedlicher Berufs- wie Gesellschaftsschichten auf Themen wie Ökologie, Treue oder Karriere dominiert den Inhalt.

Preise für Hardcover solcher Bücher sind 15.- bis 29.- €.

Besonderheit:

Diese Geschichte ist in der Ich-Form geschrieben, weil so besser erkannt wird, wie ein Mensch seinem Leben gegenübersteht. Meist verschiebt ein Ich-Roman die Tatsachen zugunsten des Erzählers.

Ich weiß, ich schwimme gegen den Zeitstrom der schrill alarmistischen Abrechnungsliteratur, weil im Roman LEBENSDURSTIG keineswegs bezweckt ist, irgendeine Gruppe oder ein Land in Verruf zu bringen. Ich bemühe mich, das Leben zu ergründen.

Zielgruppe:

- Freunde satirischer Romane mit Tiefgang
- alle, die wissen wollen, warum Menschen unterschiedlicher Herkunft und Entwicklung so denken, wie sie denken
- politisch-ökonomisch-kulturell Interessierte

Warum sollte ein Leser dieses Buch kaufen:

- In LEBENSDURSTIG gelingt das scheinbar Kontroverse – eine skeptische Liebeserklärung an das Leben selbst.
- Das Buch vermittelt Anregungen für alle, die sich für alternative Verhaltensmuster in unserer Gesellschaft interessieren.
- Es ist eine Rechtfertigungsfibel für die Marotten von Frauen und Männern.
- Kurz: Ein Appetitmacher darauf, sich aufeinander einzulassen.

Quellen:

Eigene Erfahrungen, Informanten, Medienbeobachtung, Erkenntnisse großer Denker

Buchart:

Literarischer Gesellschafts-Roman

Stil:

Satirisch, feuilletonistisch, informativ

Umfang/Form:

Ca. 290 Seiten à 1.600 Zeichen (mit Leerzeichen)

Zeithorizont:

Probekapitel und Arbeitsmanuskript liegen vor. Die Lieferung des endgültigen Manuskripts ist sechs Monate nach Vertragsabschluss möglich.

Vermarktung:

Der Autor verfügt als Journalist über Kontakte zu Presse, Hörfunk, TV und liebt es, Lesungen zu halten.

Rezensionsmöglichkeiten:

Lifestyle-, Männer- und Frauenzeitschriften sowie Feuilleton von

Tageszeitungen, Satire-, Philosophiemagazine.

Intro (Buchrückentext)

Wenn man sich die Verursacher der Finanzkrise ansieht, immer Krawattenträger, Menschen mit Blutstau im Hirn. Hätte es die Finanzkrisen ohne Krawatten nicht gegeben?

Patchwork-Familien, Bio-Billig-Gemüse, Rollator-Streifen, Ü60-Partys etc. – das sind nur einige von zahllosen Trends unserer Zeit, die in LEBENSDURST humoristisch betrachtet werden.

Durch einen gehörigen Schuss an Ironie lüftet der Autor

Unerwartetes rund um Zwischenmenschliches. Etwa:

Statt jungen Menschen in Iraks Straßen sollten Terroristen alten in Deutschlands Pflegeheimen das Paradies zeigen.

Arbeits-Inhaltsverzeichnis

Der Zauderer

Die Philosophin

Ein Terrorist als Leserbrief-Schreiber

Der Spontane

Der Börsenmakler und das Model

Zauber des Geldes

Das Leben ist zu kurz für Minivans und Tucktucks

Greenwashing und anderer Wahn

Wir Reiseweltmeister oder -muffel

Leben ist, dass Dinge andere Dinge fressen

Vom Gelenkigen, was steif und vom Steifen, was gelenkig wird

Frauen verblühen...

Männer verglühen...

Den Sinn des Lebens selbst auslegen

Moderne Politik und Hitler

Wie viele bin ich?

Ratatata. Du bist tot!

Epilog